[illegible] Zwerge in der Nacht.

Sie tauchte sich bis, [illegible] zum Sprung nach der Tür. Ein Bücken, und sie ihn hand die Diele im Munde.

Nach, ohne einen Fetzen am Leibe, sprang Rose nach der Tür. Im Winkel des Scheunentores stand der eine Schnapskrug. Sie riß ihn an sich und schlüpfte durch den Torspalt. Hastig erschien ihr Gesicht noch einmal im Spalt. Es glänzte. Sie war zufrieden.

Mit Macht stemmte sie sich an das mächtige schwere Tor. Eine letzte Anstrengung und der rostige Riegel sperrte es. Flink horchte sie nochmals. Sie hörte es knistern.

Da schreckte sie zusammen. Fauchend strich dicht über sie ein Nachtvogel hin. Den Steinkrug in der Rechten sprang sie über die Stoppeln ins ungewisse Blaudunkel der Nacht. Ziellos rannte sie immer gerade vorwärts. Verschnaufend blieb sie stehen und sah sich um. Aus dem steilen Dach der von ihr verlassenen Scheune brach die erste Flamme und stieg eine Säule Rauch und Funken in die Luft. Eine zweite Flamme peitschte über den First nach der anderen. Beide vereinigten sich und schlugen mit Wucht und Wut übers ganze Dach.

Darüber frohlockte sie jubelnd. Der düsterrote Widerschein des Brandes in der Ferne schien sich zu spiegeln in ihrem gehässigen, flimmernden Blick. Ihre Auge glühte wie ein Eulenauge.

Sie hob die Rechte mit dem Steinkrug und trank den Eingesperrten in der Scheune ein Prosit zu. Befreit blies sie ihren warmen Atem in feinen Wölkchen nach den Sternen.

Ein kaltes Prickeln fühlte sie auf ihrer Haut. Sie schauerte zusammen. Sie fror.

Bebend zog sie aus dem Krug den breiten Kork, lachend bei dem knallend hohlen Geräusch, das entstand. Sie hob den Krug dem Mund entgegen. Noch ehe sie die Lippen um den Krughals schloß, goß ihr der Branntwein ins Gesicht.

In lautloser Eile trank sie. Aus den Mundwinkeln lief dabei der Schnaps zum Halse hinunter und fiel vom Kinn auf die Brust und von da in einer geraden Linie auf den Fuß. Wie aus der Schnur fallende Perlen blitzten die gelben Branntweintropfen im Silberlicht der schwindenden Nacht.

Sie trank schnell und hastig, daß sie es würgte. Aus Mund und Nase drang das unmäßig Genossene. Der Krug fiel ihr aus den im Krampf zuckenden Händen.

Jauchzend, die Finger in die Oberschenkel gekrallt, lachte sie auf die Flasche herunter, aus der glucksend der ekelhafte Rest des Schnapses quoll.

Im Morgengrauen sah Rose Wert zwei Spritzen nach der Brandstätte jagen. Sie mußte lachen. Die kamen zu spät.

„O, Rob," flüsterte sie für sich, „wie zärtlich umschlingen sie dich. Schrei doch nicht. Sie meinen's gut, deine Flammen. Rob, denkst du daran, als ich deine Flamme war?"

Sie kicherte wie eine Hexe. Im Selbstgespräch oft lachend, schritt sie wankend übers Land. Immer trauriger wurde sie. Sie ging im Tanzschritt und sang ein Gassenlied und lobte die „wilde Rose" über ihre Tat.

„Das's gut gemacht, Liebchen," sagte sie zu sich.

Ihre taumelnden Schritte lenkte sie nach einer sumpfigen, großen Pfütze. Sie war sinnlos betrunken und wußte nicht, was sie tat. Als merkte sie es nicht, ging sie plätschernd in die Pfütze. Bis weit über die Knöchel stand sie im Wasser. Fast in der Mitte strauchelte sie und fiel hin. Sie blieb liegen und ließ den Kopf langsam ins Wasser fallen. Das Wasser drang ihr in den Mund. Wie in Krämpfen zuckten lange ihre Glieder. Sie war ertrunken.

Da begann sich das trübe Wasser zu golden im selig aufdämmernden Morgen. Die grünschimmernde Pfütze bewegte sich unterm Morgenhauche. Blinkende Wellchen spülten um die aus dem Wasser leuchtende Hüfte Rose Werts, die wie eine riesengroße, gebleichte Muschelschale auf dem Wasser leuchtete, unbeweglich. Im Wasser plätscherten Molche und Frösche. Eine große tiefgrüne Kröte kletterte auf die glatte Frauenhüfte und quakte. Und alle Kröten im Wasser quakten mit.

Von fern her zog eine Herde brüllenden Viehes. Morgenglockenläuten weckte den Tag.

Am Rande der Pfütze stand ein hämmiger Bube. Quer im Munde hielt er ein Bündel kaum erschlossener Ginsterblüten und gelber Löwenmäulchen und blauer und lila Blüten. Im Ranzen hielt er inne und starrte unbeweglich blöd-verwundert auf das auf dem Wasser ragende Stückchen Menschenleib.

* * *

9) **Ellida Solstratten**

Ein Roman von Wilhelm Holzamer

Ueber ihm hing die Last der Schuld. In ihm sprach seine Vergangenheit, seine Verpflichtungen forderten, seine Bürgerlichkeit, seine Moral, seine Rücksicht auf die Menschen. Von manchem vielleicht nur ein Rest, aber darum gerade so stark, weil ohne Rest. Das eine wollen, an dem einen mit den innersten Fasern seines Lebens hängen, mit den höchsten Werten seiner damit verbunden, das andere nicht lassen, aus Pflicht, aus Dankbarkeit, aus Liebe. Jetzt ward es ihm klar; er hatte bisher eigentlich keinen Konflikt durchlebt. Jetzt erst hatte sich der Konflikt in ihm eingestellt. Sein neues Lieben war nicht im Gegensatz zu der alten Liebe getreten, die ihn einst ganz erfüllt hatte, ihm sein Liebes und Höchstes erschienen war, ein Band, das das Gesetz selbst geschlossen und [illegible] hatte er sie nicht, aber [illegible] sie geworden. Ellida hatte er selbst gewollt und hatte gewollt, daß er sie bewahren und ihr kein Unrecht zufügen sollte. Und sie selbst — Frauenrecht habe sie verteidigt und gepriesen und dem Manne gegenüber zu begründen und zu gründen gesucht, sie wolle und müsse es von sich fern halten, als Frau einer Frau Unrecht zuzufügen. Auch darin würde ein Schlag gegen sie selbst und ihr Leben liegen. Was über sie beide gekommen, es sei gekommen wie Wolken übers Land und Sonne, das sei Rätsel und Geheimnis und Schicksal, ihre Pflicht sei, ihm nicht zu unterliegen, sich dagegen zu bewahren, sich und die andere davor zu beschützen. Das gebe ihnen Recht und Wert und mache sie frei. Frei auch, jedem die Stirne zu bieten, der gegen sie als Ankläger und Angreifer auftreten wollte. So half sie ihm, sich aus der Hand des Lebens loszumachen, wie sie sich selbst aus ihr losmachte. Von einer „Seelenehe" sprachen sie nun und freuten sich darüber, als hätten sie einen neuen Moralbegriff entdeckt, der noch den Vorzug hatte, mit den herrschenden nicht zu kollidieren, und im Grunde meinten sie, wie gefährlich er sein könne, und wieviel Kraft und Reife dazu gehöre, mit ihm nicht zu spielen, sowohl wie auch nicht zu unterliegen in ihm. Heimlich aber klang es darin, wie von einer fernen Möglichkeit, die sie offen gelassen.

Sie hatten am Meere gestanden, da die Sonne in roten Gluten darin versank und hatten sich geküßt. Ueber sie zerrichte eine Möwe, die herabschoß, den Raub zu erhaschen, den sie erspäht hatte. Und schweigend gingen sie den kurzen Weg am Ufer hin und wieder, wie Schatten, die nicht Ruhe finden können, wie Flüchtige, die eine Furt suchen. Dunkel lag das Wasser, nur ferne hatte es einen helleren Widerschein, wie ein Spiegel, und auch der verlosch mählich, bis die Sterne aufzogen und die unendliche Höhe des Himmels kündeten, zu der nichts Irdisches gelangen kann.

Der letzte Tag und der letzte Abend.

„Wie groß ist die Ruhe auf dem Meere," sagte sie, „und der Ton der Wellen ist wie ein Pendelschlag, der übers Weltall schwingt."

„Sonst wäre sie die Ruhe des Grabes," erwiderte er, „ich höre einen Augenblick den Schlag der Wellen nicht, und mir war, ich lausche in ein Grab. Und auch Sie waren ja so still. Sie waren sehr lange still, wissen Sie das?"

„Nein," sagte sie.

„Was ist Ihnen denn? Sind Sie müde?"

Da umschlang sie ihn und legte ihren Kopf auf seine Schulter. Dann zog sie seinen Kopf herab, Mund an Mund, und flüsterte: „Traurig bin ich, lieber Werner!"

Er herzte sie an sich.

Sie riß sich los und sagte: „Seien wir froh!"

„Ja," stöhnte er, „und seien wir froh", wiederholte er wie ein gehorsames Kind.

Als sie aufsahen, schoß in weitem Bogen ein Stern herab.

„Glück?" rief Ellida fragend aus.

„Erloschen!" antwortete er.

Ein Kahn stieß eben vom Ufer ab. Sie sahen ihm nach und gewahrten, daß es Meerleuchten sei.

„Doch Glück!" sagte Ellida. „Und — unverhofft!"

Dann sahen sie die leuchtende Bahn, die das Boot zog und sahen die blinkenden Silberperlen von den Rudern tropfen. Sie mieteten einen Kahn und fuhren ins Dunkel hinaus über den magischen Lichtglanz und ließen die feuchten Funken durch ihre Finger rinnen.

„Sehen Sie, Werner. Sie wähnten in ein Grab zu lauschen, und nun ist alles lebendiges Leuchten geworden. Es ist auch im Leben oft nicht anders." Er blieb lange still. Dann seufzte er: „Ach ja —, vielleicht, Ellida!"

8.

Der Morgen hatte Eile. Stauffer war, er müsse noch einmal jeden Platz besuchen, wo er mit ihr gestanden war, auf der Insel und auf der Düne drüben, denn jeder Platz war ihm lieb, und jeder Augenblick war ihm zum Erlebnis geworden. Abschied, nun — Abschied nehmen von all den tausend und tausend köstlichen Augenblicken. Und in jedem Augenblick von ihr.

Er war über die Düne gelaufen. Es war heiß geworden. Er fühlte sich krank.

Es schoß ihm durch den Kopf: „Wenn er nicht reisen könnte!" Und es war wie eine leise Lockung.

Er sah nach der Uhr. Er mußte zurück, wenn er Ellida noch eine halbe Stunde von dem ablassen wollte, was die Insel jetzt in Anspruch nahm. Aber der Abschied sollte kurz sein.

Er fuhr zurück. Ellida erwartete ihn schon am Ufer. Dann aber [illegible] des „letzten [illegible]" [illegible] „Lebe wohl, Helgoland!"

Der Dampfer kam schon von [illegible] her in Sicht. Ellida hob ihr Glas: „Der Zukunft!"

„Ja!" sagte er.

„Der Stärke!" betonte sie noch.

„Der Ruhe!" sagte er traurig hinzu. Dann tranken sie und drückten sich die Hände.

„Das soll unser Abschied sein. Nicht schwer, nicht traurig werden, Werner," bat sie.

Sie standen auf der Landungsbrücke, zwischen den Wartenden eingekeilt.

Mußte es denn sein, mußte es denn sein? Mochte er abreisen, während sie blieb? Es mußte sein! —

Noch einmal ward das Leben stark in ihr. „Sommermenschen, Werner!" sagte sie, mit einem Gemisch von Scherz und Ernst.

Er zuckte die Schultern. Er stand schon wieder ganz versunken in sich. So würde er nun immer sein. Und sie würde ihn nicht mehr aufrichten können.

„Sommermenschen sind die glücklichsten," lächelte sie. „Zeitweiliges Getrenntsein, das bindet uns so fester. So long!"

Sie drückten sich die Hände.

„Lebe wohl, Ellida!" sagte er.

„Nicht Lebe wohl," wehrte sie, „So long, den Seemannsgruß!"

Mechanisch sprach er es nach: „So long!" Es klang, wie aus einer müden Verzweiflung.

Es war ihnen beiden, sie müßten ein Wort finden können, das alles ausdrückte, alles zusammenfaßte, was sie sich noch zu sagen hätten, das alles, was sie dächten und fühlten, auslöste, bestätigte, und ein letztes darin sei, Befreiend.

Es blieb aus.

Und es blieb ihnen ein quälender Rest.

Werner faßte Ellidas Hände.

„Geh' ich mit einer Schuld, Ellida?"

Sie zwang sich zu einem Lächeln.

„Nur mit einem Schmerze. Mit dem Kinderschmerze der Sehnsucht, etwas haben zu wollen, das hinter Glas und Gitter steht. Kindskopf! Aber es eilt — das Boot — so long!"

Sie hatte sich losreißen müssen, sie wäre zusammengebrochen. Sie hätte ihn jetzt festhalten müssen.

Sie hatte gelogen eben.

„So long!"

Er war die Treppe drunten und saß im Boot. Sie lief davon, als jage sie etwas. Sie konnte keinen Blick zurücktun. Sie war wie entzweigeschnitten.

Das Leben lief ihr nach und sang Spottlieder. Sie fühlte, daß es recht habe, und lief — und lief — und sah doch gelangen, auf dem Felsen hier inmitten der See wie auch in ihrem Lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau

Theodor Storm

In der Literarischen Gesellschaft zu Dresden sprach am Montag Dr. Chr. Gaehde-Dresden in tiefgründiger und [illegible] scharfsender Art über den großen norddeutschen Novellisten und Lyriker. Besonders dankenswert war es, daß der Vortragende sich eingehend mit dem Lyriker Storm befaßte, den das große Publikum so lange mit Unrecht über dem Novellisten zu vergessen liebte. Vom Dichter selbst ist es bekannt geworden, daß er im Anfang auf seine Verse mehr Wert legte als auf seine Prosa. Jedenfalls ist es ein ebenso wahres wie schönes Wort, daß auch durch seine Novellen das Glockenspiel seiner Verse klingt. Auch ist es begreiflich dafür, wie sehr sein innerstes Wesen nach dem lyrischen Ausdruck des Geschauten drängte, daß er im späteren Alter Verse brauchte, wenn er sich im Innersten getroffen fühlte. In der Vorrede zu seinem „Hausbuch aus deutschen Dichtern" drückt Storm seine Forderung der Lyrik so aus: „Wie ich in der Musik höre und empfinde, in den Bildern die Kunst schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie womöglich alles Dreies zugleich . . ."

Storms Lyrik hat trotz hin und wieder erkennbarer Züge von Eichendorffs, Heines, Mörikes, ja selbst von Geibels Lyrik ihr eigenes frisches Antlitz. Sie ist nicht vielseitig und ihr später einsetzender Zug hebt zuweilen zur Sentimentalität, aber immer ist sie durch das Gemüt und die Phantasie eines Dichters gegangen und hat dort Wärme und Farbe gefunden. In der ersten Zeit seines beglückenden Ehelebens mit Konstanze Esmarch klingen durch seine Lieder helle Stimmen des Glücks. Freilich deckt die von ihm ungetrennliche wehmütige Resignation immer wieder durch . . . „weil eben alles einmal ein Ende haben muß . . ." Die Erhebung Schleswig-Holsteins riß ihn aus seinem idyllischen Dasein in der Vaterstadt Husum. Er verlor sein Amt und trat in Potsdam in preußische Dienste. Begreiflicherweise wurde der Dichter in der preußischen [illegible] [illegible] Potsdam [illegible] Heimat [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:

„Wenn der Wind über Heiden [illegible] an die goldenen Wellen,
Halte fest, du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber!" . . .

Den Novellisten Theodor Storm schätzt man in weiteren Kreisen leider immer noch nur als Verfasser seiner ersten größeren Novelle „Immensee", ohne die folgenden ungleich tieferen und farbenreicheren Arbeiten genügend zu würdigen.

Von kleinen Skizzen ausgehend, kam der Dichter allmählich zur Novelle großen Stils, die er bald als seine — neben der Lyrik — einzige künstlerische Ausdrucksform erkannte. „Die heutige Novelle ist die Schwester des Dramas", sagt er selbst in einem Briefe — ein Ausspruch, zu dem ihn einige seiner Arbeiten, wie Aquis submersus, Zur Chronik von Grieshuus usw. ganz besonders berechtigten. Schroffe, in Liebe und Haß ehrliche Menschen, gehen durch seine Dichtung, in der nur selten, dann aber um so köstlicher leuchtend, die Sonne des Humors durch das schwermütige Grau des Nordens bricht. In manchen seiner düsteren Familiengeschichten glaubt man die Ansätze zu Ibsenschen Gesellschaftsdramen zu erkennen. Auf der Höhe eines ganz modernen Realismus stehen diejenigen seiner Novellen, in denen er das Thema vom „verlorenen Sohn" behandelt, den Kontrast zwischen altväterlicher Starrheit und stürmischem Jugenddrang und Leichtsinn. Novellen dieser Art sind Carsten Curator und Im Brauerhause. In Der Doppelgänger berührt der Dichter die soziale Frage der Fürsorge für entlassene Sträflinge, das „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein" . . . In Dichtungen wie Aquis submersus und Chronik von Grieshuus hat sich Storm einen neuen eigenartigen Kunststil geschaffen; das kulturhistorische Kolorit ist hier meisterhaft getroffen. Zu grandioser Höhe aber erhebt sich seine Kunst im Schimmelreiter, jener seltsamsten Begegnung von Phantasie mit herber Realistik. Die Töne, die der Dichter in diesen Werken anschlägt, lassen erkennen, welchen Weg sein Schaffen von der Stimmungsnovelle zum machtvoll ergreifenden Kulturbild gegangen ist: es ist der Weg vom Kultus des kleinen Ich von der selbstgefälligen Reflexion zur großen richtunggebenden Humanität.

Ik.

Berliner Theaterbrief

Aus Berlin wird uns unterm 9. Oktober geschrieben: Die Lorbeeren oder richtiger der Tantiemensegen der Firma Skowronnek und Kadelburg hat die Herren Bruno Jacobsen und Ludwig Bruckner nicht schlafen gelassen. Sie sahen am Erfolg des Husarenfiebers, daß die gute, alte, blaubunte Militärposse heute wieder ebenso zugkräftig ist wie sie es in den Zeiten des seligen Gustav v. Moser war, und sie beschlossen als flinke Geschäftsleute, sich die Konjunktur zunutze zu machen. Ihr dreiaktiges sogenanntes Lustspiel: Die Waffen nieder!, das gestern im Neuen Theater zum erstenmal in Szene ging, ist nichts weiter als ein ziemlich geschickt und ziemlich ungeschickt zusammengebrautes Ragout aus den Motiven, Effekten und Typen alter, abgespielter Uniformschwänke. Zwei Marineoffiziere quittieren den Dienst, um Besitzer und Leiter einer Wollwarenfabrik zu werden. Da sie keine Ahnung vom kaufmännischen Betriebe haben, so suchen sie die Sache auf strammmilitärische Weise zu bewältigen. Die Bureauangestellten müssen im Kontor „langsamen Schritt" üben, Kavalleriesignale verkünden den Beginn und das Ende der täglichen Arbeit, die notwendigsten Kundenbesuche werden a tempo zu Ruß abtelefoniert, in den Geschäftsräumen finden flinke Gebrauchsgüter Platz und [illegible] Schatze [illegible]. Innerhalb dieser Monate ist es den beiden Offizieren, die sich nicht wie normale Kunden, sondern wie [illegible] Tollhäusler gebärden, gelungen, die seit zwanzig Jahren bestehende Fabrik an den Rand der Pleite zu führen. Kurz vor dem drohenden Zusammenbruch erfolgt dann die wunderbare Rettung. Die Helden ziehen sich vom Geschäft zurück und greifen wieder zu den Waffen: der eine, weil seine Braut es wünscht, der andere, weil das Testament, das ihn zur Leitung der Fabrik verpflichtete, eine Klausel enthält, die ihn von dieser Verpflichtung wieder befreit. Die eigentliche Würze des Stückes sollen die mit der Handlung nicht zusammenhängenden, im Offizierskasino und im Wandsbeker spielenden Mittelszenen bilden. Aber diese Effekte versagen vollkommen und lieferten nur den Beweis, daß die Herren Jacobsen und Bruckner von dem in Frage stehenden Milieu genau so viel Sachkenntnis besitzen, wie ihre Helden vom Betriebe einer Wollwarenfabrik. Das Widerwärtigste an diesem Lustspiel, das in Wirklichkeit eine bemerkenswerte, kläglich gearbeitete Posse ist, sind die „heiklen" Stellen, die verlogenen Sentimentalitäten — z. B. eine [illegible] Rede über die Poesie des Kaufmannsstandes und ähnliches —, die ja aber wohl zu den unentbehrlichen Bestandteilen einer echten deutschen Kassenposse gehören. Das Publikum hätte diese und andere Geschmacklosigkeiten gewiß ruhig hingenommen und Gritt und Weg hier ebensowenig vermißt wie in zahllosen anderen Possen, wenn das Ganze nur nicht so raffiniert langweilig geraten wäre. So konnte sich Erfolg, zahlende Premieren und die Verfasser des Husarenfiebers dürfen wieder aufatmen: die Konkurrenz ist glänzend aus dem Felde geschlagen.

J. S.

Theater Eine Wanderbühne von neuer Art ist das Rhein-Mainische Verbandstheater, das im verflossenen Frühjahr an die 60 Vorstellungen innerhalb des genannten